

Die Täuferbewegungen und die Baptisten

Was haben die Baptisten mit den Täufern der Reformationszeit zu tun? Als vor fast einhundertneunzig Jahren die ersten Baptistengemeinden in Deutschland entstanden, hätte man darauf eine klare Antwort bekommen: Nichts. Johann Gerhard Oncken, Gottfried Wilhelm Lehmann und Julius Köbner, die drei prägenden Gründergestalten der deutschen Baptisten, waren sehr darauf bedacht, dass ihre Gemeinden nicht mit den berüchtigten Wiedertäufern zusammengebracht wurden. Genau das taten nämlich die Gegner der baptistischen Bewegung. Kaum waren die ersten Gemeinden evangelisch getaufter Christen entstanden – so nannten sich die ersten Baptisten in Deutschland meistens –, begann eine Flut von polemischen Schriften landeskirchlicher Theologen, die vor den neuen Wiedertäufern warnten. Die Baptisten seien nichts anderes als eine Neuauflage der alten Wiedertäufer des 16. Jahrhunderts, sie seien eine Gefahr für die Staatsordnung und für die Moral und müssten von staatlicher Seite entschieden bekämpft werden, bevor es wieder zu fanatischen Exzessen, Verbrechen und politischem Aufruhr wie einst zur Zeit der Reformation kommen würde. Man kann eine Auswahl dieser meist lutherischen Streitschriften und der baptistischen Verteidigungsschriften auf der Homepage „BABS19: Baptistische und antibaptistische Schriften des 19. Jahrhunderts“ nachlesen:

<https://th-elstal.academia.edu/BABS19>

Bei dem Stichwort „Wiedertäufer“ standen einem braven deutschen Untertan die Haare zu Berge vor Ekel und Grausen. Unter Wiedertäufern verstand man vor allem das Königreich von Münster in den Jahren 1534 und 1535. Damals hatte der Stadtrat von Münster die Reformation eingeführt und die Kindertaufe abgeschafft. Der Bischof und der katholische Klerus wurden vertrieben, schließlich auch alle Personen, die sich nicht als Erwachsene taufen ließen. Unterstützt von anderen Fürsten, sowohl katholischen als auch protestantischen, begann der Bischof die Stadt zu belagern. Dort wurde die Situation immer verzweifelter: In der Erwartung, dass nun das Weltende nahe sei, wählten die Belagerten einen König, der mit brutaler Gewalt Abweichler in den eigenen Reihen beseitigen ließ. Als die Nahrungsmittel knapp wurden und immer mehr Männer aus der Stadt geflohen waren, befahl der König, dass alle erwachsenen Frauen verheiratet sein müssen, damit es nicht aus Not zu Prostitution kommt: wegen des Frauenüberschusses kamen nun mehrere Frauen auf einen Ehemann. Gegen Ende der Belagerung soll die Hungersnot in der Stadt so schlimm gewesen sein, dass einige der Belagerten Menschenfleisch aßen. Nach der Wiedereroberung der Stadt wurden der König und die übrigen Anführer der Täufer hingerichtet, ihre Leichen wurden in Käfigen am Turm der Lambertikirche aufgehängt. Für die katholischen und evangelischen Obrigkeiten waren die haarsträubenden Vorgänge von Münster der Beweis, dass die Täufer gefährliche Verbrecher seien. Das Täuferreich von Münster wurde zum Hauptargument für die gewaltsame Verfolgung der Täufer, der im Laufe des 16. und frühen 17. Jahrhunderts tausende von Männern, Frauen und Jugendlichen zum Opfer fielen.

In den folgenden Jahrhunderten verband die deutschsprachige Öffentlichkeit mit dem Stichwort „Wiedertäufer“ oder „Täufer“ also vor allem Vielweiberei, Menschenfresserei, Gewaltbereitschaft, revolutionäre Umtriebe und religiösen Wahnsinn. Die Mennoniten, die in direkter Kontinuität aus der Tradition des Täufertums der Reformationszeit stammen,

verteidigten sich zwar gegen diese absurden Stereotypen, aber in der breiten Öffentlichkeit wirkte die negative Sicht der Täufer noch lange weiter. Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts begann sich bei einzelnen Forschern die Erkenntnis durchzusetzen, dass das Münsteraner Täufertum ein völlig untypischer Sonderfall war. Man erkannte, dass die große Masse der Täufer konsequent gewaltlos gewesen war und in ihrer Lehre genuin reformatorisch war, also die reformatorischen Grundsätze *sola scriptura*, *sola fide* und *sola gratia* teilte. Es setzte sich allmählich die Einsicht durch, dass die Anfänge der Täuferbewegung in Zürich, dem Zentrum der schweizerischen Reformation, lagen, in einem Kreis von evangelisch gesinnten Intellektuellen und Handwerkern, die sich mit Ulrich Zwingli zerstritten hatten. In Zürich kam es im Januar 1525 zu den ersten Taufen von Gläubigen. Man erkannte die Bedeutung des täuferischen Reformators Balthasar Hubmaier und würdigte den niederländischen Täuferführer Menno Simons.

Einen Wendepunkt in der Sicht des Täufertums in der deutschen Forschung markierte 1912 das klassische Werk des liberalen Theologen und Religionssoziologen Ernst Troeltsch, der die Täufer, die „Stiefkinder der Reformation“ als Wegbereiter der Moderne interpretierte. Bei ihnen seien Grundlagen der modernen liberalen, demokratischen und pluralistischen Gesellschaften des Westens vorweggenommen: Die Trennung von Kirche und Staat, die Auffassung vom Staat als einer rein weltlichen Angelegenheit, die Religionsfreiheit, die Auffassung, dass die Kirchen freiwillige Gemeinschaften sein müssen, denen die Gläubigen aufgrund persönlicher Überzeugung und eines freien Entschlusses angehören.

Damit sagte Troeltsch eigentlich nichts Neues. Er hatte auch keine direkten Quellenforschungen zum Täufertum betrieben. Vielmehr fasste er lediglich zusammen, was in Nordamerika längst Konsens der Forschung war. In den Vereinigten Staaten, wo alle Kirchen Freikirchen sind und wo die konsequente Trennung von Kirche und Staat in der Verfassungsordnung verankert ist, hatten Historiker und Theologen von jeher die Staats- und Zwangskirchen des alten Europa kritisch gesehen. Dagegen erschienen die Täufer und andere freikirchliche Traditionen der Christentumsgeschichte aus amerikanischer, demokratischer Perspektive in einem sympathischen Licht. Bei den amerikanischen und auch bei den englischen Baptisten setzte sich die Auffassung durch, dass die Täufer der freikirchliche Flügel der Reformation und die geistlichen Vorläufer und Vorfahren der eigenen, baptistischen Tradition gewesen seien.

Unter amerikanischem Einfluss begannen auch die deutschen Baptisten, sich stärker mit den Täufern zu beschäftigen. Schon 1854 nahm Oncken, der eigentlich von den berüchtigten Wiedertäufern nichts wissen wollte, eine in Amerika gedruckte deutsche Broschüre mit dem Titel „Das Leben und Zeitalter Menno, des berühmten holländischen Reformators“ in das Sortiment seiner Missionsbuchhandlung auf. Seit etwa 1900 beriefen sich die deutschen Baptisten auch in der Öffentlichkeit auf die Tradition der alten Täufer. Einen ersten Höhepunkt erreichte die Identifikation mit der täuferischen Tradition in der Zeit der Weimarer Republik, als der Schmalkaldener Baptistenprediger Wilhelm Wiswedel in fast wöchentlichem Rhythmus Artikel über die Täuferbewegung im Wahrheitszeuge und in anderen baptistischen Zeitschriften veröffentlichte.

Eine besondere Bedeutung gewann das Täufertum für die Baptisten in Österreich, der Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien. In der Zwischenkriegszeit erschien eine Zeitschrift der deutschsprachigen Baptistengemeinden in den Donauländern mit dem Titel „Der Täuferbote“. Jede Nummer trug auf der Titelseite das Motto Balthasar Hubmaiers: „Die Wahrheit ist untödlich.“ Hubmaier hatte dieses Motto auf die Titelseite oder an den Schluss aller seiner Schriften gesetzt. 1928 gestaltete der baptistische Weltbund in Wien mit geschickt eingefädelttem weltweitem Presseecho eine Gedenkfeier zur Erinnerung an die Hinrichtung

Balthasar Hubmaiers vor 400 Jahren. Diese Gedenkfeier war zugleich eine Demonstration für die Religionsfreiheit, die unter den autoritären nationalistischen Regierungen Osteuropas bedroht war.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg erstmals wieder eine deutsche Delegation an einer Konferenz des Baptistischen Weltbunds teilnahm, das war in Kopenhagen 1947, fiel es der deutschen Delegation schwer, Worte der Reue für ihr angepasstes, systemkonformes Verhalten und Versagen während der Nazizeit zu finden. Interessanterweise sagte damals ein Vertreter der deutschen baptistischen Jugendwerke, dass man sich wieder von den alten Täufern lernen müsse, was mutiges Bekenntnis, konsequente Nachfolge Jesu und Gewaltlosigkeit bedeuten. Tatsächlich war dann in der Nachkriegszeit bis in die Sechziger Jahre einer der Schwerpunkte des Oncken-Verlags das Täuferum. Bei Oncken in Kassel erschienen in hohen Auflagen Darstellungen der Täufergeschichte und Biographien wichtiger Gestalten des frühen Täuferums wie Felix Mantz, Jörg Blaurock, Pilgram Marpeck, Menno Simons und Balthasar Hubmaier. Die baptistische theologische Hochschule in Rüslikon legte ganz bewusst einen Schwerpunkt auf die Täufergeschichte und prägte damit eine ganze Generation von baptistischen Theologinnen und Theologen in Europa.

Eine neue Welle des Interesses am Täuferum in unseren Gemeinden kam in den 1980er Jahren mit der Friedensbewegung, der Diskussion um die atomare Hochrüstung und den Gegensatz der Systeme im Kalten Krieg. Sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik wurden das Friedenszeugnis der Täufer für viele Baptistinnen und Baptisten zu einem Vorbild für ihr eigenes Christsein. Das nüchterne Sachbuch „Die Täufer“ von Hans-Jürgen Goertz aus dem Jahr 1980 war sowohl im Westen als auch in der DDR ein großer Erfolg. 1981 erschien „Die Politik Jesu - Der Weg des Kreuzes“ von John Howard Yoder, ein wichtiges Jesus-Buch aus täuferisch-pazifistischer Sicht. Das war auch die Zeit als mein eigenes Interesse an den Täufnern entstand, und seitdem hat mich das Thema nicht mehr losgelassen.

Seit nunmehr 25 Jahren beschäftige ich mich hauptberuflich mit der Geschichte des Christentums. In dieser Zeit wurde mir immer mehr bewusst, in welchem Maße unser Verständnis des Christentums davon geprägt ist, dass das Christentum jahrhundertlang eine Staats- und Zwangsreligion war. In den herrschenden Erzählungen vom Christentum wird immer so getan, als sei das Staatskirchentum die normative Vollgestalt der christlichen Religion. Freie Glaubensbewegungen wie die Waldenser, die Böhmisches Brüder, die Täufer und die Freikirchen werden dagegen als deviante Randströmungen und Sondergruppen marginalisiert. Unsere Lehrbücher, unsere öffentliche Erinnerungskultur, die Forschung an deutschen theologischen Fakultäten sind immer noch von Sichtweisen geprägt, die in der Tradition des alten Staatskirchentums stehen.

Das klingt jetzt sehr theoretisch, aber ich will ein praktisches Beispiel geben. Mit dem Lutherjahr 2017 wurde in Deutschland das aufwendigste und teuerste Jubiläum der deutschen Geschichte gefeiert, 500 Jahre Reformation. Von staatlicher Seite ist etwa eine halbe Milliarde Euro an Subventionen in dieses Großereignis gepumpt worden. Markenzeichen des Reformationsjubiläums war Luthers Bild in den Nationalfarben Schwarz-Rot-Gold, damit man versteht, dass es hier um den deutschen Nationalhelden schlechthin geht. Luther wurde gefeiert als Freiheitsheld, als Bahnbrecher der Menschenrechte, als Vorläufer der Demokratie, es konnte einem wirklich schwindelig werden.

Was dabei unter den Tisch fiel, war die schlichte Tatsache, dass der Protestantismus in den evangelischen Teilen Deutschlands von der Obrigkeit mit Zwang und Gewalt durchgesetzt wurde, indem man alle, die sich nicht konform verhielten, an den Rand drängte, vertrieb oder physisch vernichtete. Die Ketten, die wir hier sehen, erinnern im Museum von Mühlhausen in Thüringen an den Täufer Fritz Erbe. Fritz Erbe wurde für seine Glaubensüberzeugungen wurde

von der lutherischen Obrigkeit zunächst in Eisenach ins Gefängnis geworfen und endete schließlich auf der Wartburg in einem winzigen unterirdischen Loch, in dem er jahrelang in seinem eigenen Unrat verrottete und jämmerlich starb. Eigentlich sollte man jeden Besucher der Lutherstätten von Eisenach und der Wartburg auch zu den bescheidenen Erinnerungstafeln führen, die auf Fritz Erbe hinweisen, und dann die Frage stellen, wo den damals das wahre Christentum war: bei den Verfolgern oder den Verfolgten?

2025 wollen Mennoniten, Mennonitenbrüdergemeinden und unser Bund gemeinsam an die Entstehung des Täuferturns vor fünfhundert Jahren erinnern. Das wird kein triumphales Jubiläum und auch keine bequeme Selbstdarstellung der täuferischen Freikirchen, sondern wir werden uns auch selber hinterfragen müssen.

Die ersten Täufergemeinden entstanden 1525 um Zürich aus einem Bibellesekreis heraus. Wie gehen wir heute mit der Bibel um, welche Rolle spielt sie in unserem Alltag, in unseren Gottesdiensten? – Die frühen Täufer verpflichteten sich 1527 in den Schleithemer Artikeln zur Gewaltlosigkeit. Wie verhalten wir uns angesichts des neuen Militarismus, der unsere Gesellschaft seit dem Ende des Kalten Krieges schleichend verändert hat und der seit dem russischen Überfall auf die Ukraine ganz offen sichtbar wird? – Die frühen Täufer bildeten freie, selbstverantwortete Gemeinden, aber sie suchten untereinander Einheit in Netzwerken und Gemeindebünden. Suchen wir heute Einheit oder sollen die Ortsgemeinden sich nach eigenem Gusto weiter auseinanderentwickeln. – Die Täufer erkannten, dass der Glaube eine freie Gabe Gottes ist, die von niemandem erzwungen werden kann. Wie treten wir heute als missionarische Gemeinden, die wir sein müssen, für die Freiheit von Glauben und Gewissen ein, also auch für die Freiheit derer, die anders glauben als wir oder die gar nicht glauben können? – Die Täufergemeinden praktizierten eine konsequente Trennung von Gemeinde und Staat. Wie können wir im ökumenischen Miteinander denjenigen christlichen Kirchen, die finanziell und institutionell von staatlicher Hilfestellung abhängig sind, in brüderlich-schwesterlicher Weise unsere Haltung verständlich machen und ihnen auf dem Weg in die Unabhängigkeit vom Staat helfen? – Und ein letzter, irritierender Punkt: Die größte täuferische Gemeinschaft des Reformationsjahrhunderts, die Hutterischen Brüder, lebten nach dem Vorbild der Urgemeinde in Gütergemeinschaft und hatten keinen Privatbesitz. Wie werden wir angesichts des dramatischen Auseinandergehens der Schere zwischen Arm und Reich, angesichts der sich verknappenden natürlichen Ressourcen, in Zukunft christliche Gemeinschaft gestalten? Müssen wir nicht beginnen, die bedrohliche Entwicklung, die der Kapitalismus in dieser sterbenden Welt nimmt, radikal zu überdenken?

Martin Rothkegel